

(Nachdruck verboten.)

91)

Der Manxmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

In Lymwald bot sich ein wahrhaft reizender Anblick dar. Die Kinder von St. John saßen in vier Reihen rings um den Berg, Knaben und Mädchen abwechselnd in getrennten Reihen, und von diesem durch die tausendjährige Erinnerung an ihre Vorfäter geheiligten Platz aus sangen sie die Nationalhymne, als Philipp auf der Straße vorbeifuhr.

Der unglückliche Mann lag zurückgelehnt auf seinem Sitz. Thränen standen ihm in den Augen, es schnürte ihm den Hals zusammen. „O, wie herrlich hätte es sein können!“

Unter Harry Delanys Baum erwarteten ihn eine Anzahl Fischer mit einem Brief. Er war von ihren Kameraden in Kinsale. Sie konnten an diesem Tage zwar nicht zu Hause sein, ihre Herzen aber waren da. Jedes Boot wollte die Flagge am Hauptmast aufziehen und um zwölf Uhr mittags würden alle Fischer in irischen Gewässern in ein Hurrageschrei ausbrechen, und wenn die Iren fragen sollten, was es bedeute, so wollten sie antworten und sagen: „Es gilt dem Freunde der Fischer, dem Gouverneur Philipp Christian.“

Der Unglückliche kämpfte nun nicht länger. Er hatte die Todesangst überwunden. Eine Art heiligen Wahnsinns war über ihn gekommen. Er warf die Welt und den Fürsten dieser Welt weit hinter sich.

Jem-y-Lord drehte sich auf dem Kutschersbock um: „Excellenz, sehen Sie doch! Hören Sie nur!“

Die Fahnen von Castletown wurden auf dem Adlerturne des Schlosses sichtbar. Ein vielstimmiges Gemurmel erhob sich, das schließlich in einen ungeheuren Jubelruf ausklang.

„Jetzt, Jungen! Dreimal drei! Hip, hip, hurra!“

Am Eingange zur Stadt war ein grüner Triumphbogen errichtet. Er trug die manxische Inschrift: „Dooiney Vannin, lhat myr hoilloo!“ („Mann von Man, ein Erfolg, wie Du ihn verdient hast!“)

Der Wagen fuhr jetzt nicht mehr so schnell

„Fahren Sie rascher,“ rief Philipp.

„Die Straßen sind zu überfüllt, Euer Excellenz,“ sagte Jem-y-Lord.

Flaggen wehten aus allen Fenstern, von jedem Dach, von jedem Laternenpfahl. Das Volk lief jubelnd neben dem Wagen her. Das Hurrageschrei wuchs zu einem betäubenden Getöse.

Philipp konnte nichts erwidern. „Sie wird es hören,“ dachte er und senkte das Haupt. Er stellte sich Käte in ihrer Zelle vor, wie der Lärm seiner Bewillkommung zu ihr durch die Mauern drang.

Sie fuhren auf der Straße am Hafen entlang. Plötzlich hielt der Wagen. Die Leute spannten die Pferde aus. „Nein, nein!“ rief Philipp.

Er versuchte auszustiegen, doch schon ging der Wagen weiter. „Es ist meine letzte Straße,“ dachte er und sank wieder zurück. Das Jubeln und das Juchzen ging weiter, den Quai entlang, es hörte sich an wie ein prasselndes, tosendes Feuer.

Ein Regiment Soldaten hielt den Weg von der Zugbrücke bis zum Fallgitter besetzt. Beim Vorüberfahren des Wagens präsentierten sie das Gewehr als königlichen Ehrengruß. Gleichzeitig stimmte die Regimentsmusik im Innern der Burg die Nationalhymne an.

Der Bürgermeister der Stadt öffnete den Kutschenschlag und überreichte eine Adresse. Sie bewillkommnete den neuen Gouverneur in dem alten Schlosse, wo seine Vorgänger in ihr Amt eingesetzt worden waren. Auch war darin der Umstand, daß einer ihrer eignen Landsleute würdig befunden worden sei, die Krone zu vertreten, benützt worden, um neue Versicherungen der Ergebenheit auszusprechen. Zwei Jahrhunderte lang, seit den Tagen des den Bewohnern Mans unter dem Namen William Dhone (der braune William) so wohl bekannten großen Vorfahren des neuernannten Gouverneurs war kein Manxmann auf der Insel so hoch geehrt worden wie dieser.

Philipp antwortete mit wenigen Worten, der Beifallsturm brach von neuem los, die Musik spielte wieder und sie

betraten das Schloß durch den langen Korridor, der zum Ratsaal führte.

In einem Vorzimmer warteten die Beamten. Es waren lauter schon ältere Herrn, die lange und ehrenvolle Dienste geleistet hatten, doch zeigten sie keine Eifersucht. Der Kanzleirektor empfing seinen früheren Schüler mit einem Zuruf, in dem sich sowohl persönlicher Stolz als Hochachtung, Neigung und Unterwürfigkeit aussprach. Der Kronanwalt begrüßte ihn im Namen des Gerichts, als das Haupt der gesetzgebenden wie der richterlichen Gewalt, indem er zugleich seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß ein Mitglied ihres eignen Berufs zu dem höchsten Amte auf der Insel Man erhoben worden sei. Dabei wies er noch auf seine Abstammung von einem geschichtlich bedeutenden manxischen Geschlecht hin, sowie auf seine kurze, doch ausgezeichnete Laufbahn als Richter, in der er sich durch Weisheit und Beredsamkeit glänzend hervorgethan. Zum Schluß wünschte er ihm noch ein langes Leben und Kraft zur Erfüllung alles dessen, was seine junge und flectenlose Manneswürde so herrlich verheißt.

„Herr Kronanwalt,“ sagte Philipp. „Ich darf Ihre Glückwünsche nicht annehmen, so sehr es mein Herz auch befriedigen würde, könnte ich es thun. Es würde mir nur noch ein Kummer mehr sein, wenn Sie die edle Wärme Ihrer Begrüßung, vielleicht schon bald zu bereuen hätten.“

Man tauschte verwunderte Blicke, doch konnten die weisen Räte sich den Eindruck nicht recht verständlich machen; sie vermochten die Antwort nur in dem Sinne auszulegen, der ihren augenblicklichen Gefühlen entsprach. „Es ist herrlich,“ flüsternten sie, „wenn ein junger Mann von wirklicher Begabung natürliche Bescheidenheit zeigt.“

„Entschuldigen Sie mich, meine Herren,“ sagte Philipp, „ich muß noch einen Augenblick auf mein Zimmer gehen.“

Der Kanzleirektor folgte ihm und sagte:

„Ach, was für ein stolzer Mann würde heute der arme Tom Christian sein — stolzer, als wenn die Ehre ihm selbst zu teil geworden wäre — zehntausendmal stolzer.“

„Schonen Sie mich, haben Sie Mitleid und lassen Sie mich allein,“ sagte Philipp.

„Es war nicht meine Absicht, Ihnen wehe zu thun, Christian,“ sagte der alte Freund.

Philipp legte ihm die Hand gerührt auf die Schulter. Die Augen des starken Mannes wurden feucht und er ging zurück zu seinen Kollegen.

Ein verworrenes Gemurmel drang von der andern Seite in das Zimmer hinein. Es war das Gemach, welches dem Deemster eingeräumt wurde, wenn er Gericht in dem Ratsaal hielt. Durch eine der beiden Thüren gelangte man auf die Richterbank. Wie gewöhnlich stand ein Konstabler Wache an dieser Thüre. Der Mann löste ihm die Kette seines Helms, den er ihm abnahm. Sein Haar war ganz ergraut.

„Ist der Gerichtshof zahlreich besucht?“ fragte Philipp.

Der Konstabler sah durch das Schlüsselloch. „Ja, Euer Excellenz.“

„Halten Sie die Gänge frei.“

„Ja, Euer Excellenz.“

„Ist der Sekretär des Gerichtshofs zugegen?“

„Ja, Euer Excellenz.“

„Und der Gefängniswärter?“

„Unten, Euer Excellenz.“

„Sagen Sie beiden, daß sie gebraucht werden.“

Der Konstabler drehte den Schlüssel der Thüre um und verließ das Zimmer. Jem-y-Lord stürzte von Schweiß bedeckt und keuchend herein.

„Der Ergouverneur kommt über den Nasenplatz, Herr. Er wird sogleich hier sein.“

„Meine Perrücke und den Talar, Jemmy,“ sagte Philipp.

„Die Deemsterperrücke, Excellenz.“

„Ja.“

„Es wird das letzte Mal sein, daß Sie sie tragen.“

„Natürlich, das letzte Mal.“

Draußen hörte man das Klirren von Stahl, dem ein Trommelwirbel folgte.

„Er ist da,“ sagte Jem-y-Lord.

Philipp horchte. Das rasseln des Geräusch drang durch die

sich öffnenden Thüren und hallenden Gänge zu ihm, wie das Branden der Wellen zu einem Mann, der in einer Uferhöhle gefangen ist.

„Sie wird es ebenfalls hören.“ Dieser Gedanke verließ ihn nicht. Im Geiste sah er immer nur Rätthe, wie sie am Ramin des Palastzimmers kauerte, das jetzt ihr Gefängnis war, und sich die Ohren zuhielt, um die Fußelruse nicht zu vernehmen, welche die gewöhnlich so stillen und düstern Mauern durchbrachen.

Jem-y-Lord stand an dem Schlüßelloch. „Jetzt nähert er sich der Bank der Richter. Die Herren des Rats gehen hinter ihm her, und der Gerichtshof ist voll von Damen.“

Philipp schritt in heftiger Erregung auf und ab. In dem anstößenden Raum hatte sich das verworrene Murren in ein Durcheinander vieler Stimmen verwandelt.

Der Konstabler kam mit dem Sekretär des Gerichtshofes und dem Gefängniswärter zurück.

„Es ist alles bereit, Euer Excellenz,“ sagte der Sekretär. Der Konstabler schloß die Thüre wieder auf und legte die Hand auf die Klinke.

„Noch einen Augenblick — warten Sie nur einen Augenblick,“ sagte Philipp.

Er litt jetzt die letzten Qualen der Versuchung. In seinem Innern fragte eine entrüstete Stimme, mit welchem Recht er die Leute hier habe zusammen kommen lassen, um sie zum Narren zu halten. Und er glaubte ein höhnisches Lachen zu hören über den theatralischen Kunstgriff, welchen er gewählt hatte, um alle Leute von Rang und Stellung hier zu vereinigen, nur um sie dann wie ungezogene Schulkinder nach Hause zu schicken.

Dieser Gedanke schrie laut auf in ihm mit wildem Spott und warf ihm vor, er wolle sich nur wie ein Schauspieler geben, seine Rolle durchzuführen, aus seinem Unglück ein Geschäft machen. Was auch die Wirkung der Scene sein würde, die er darzustellen gesonnen wäre, so sei sie doch unnötig und müsse verächtlich erscheinen. „Du sprichst von Deiner Schande und Erniedrigung — doch keine Buße kann sie hinweg wischen. Du kommst her, um, wie Du Dir einredest, das Vergangene zu tilgen — das vermag kein Mensch. Vergeblich, vergeblich, und ebenso thöricht, als vergeblich! Bloße Mummerei und Zurschaufstellung und obendrein ein Herabziehen der Würde des Gerichts!“

In solcher Angst und Pein kam ihm der Gedanke, die Feierlichkeit über sich ergehen zu lassen und das zu thun, was man von ihm erwartete: das Amt des Gouverneurs anzunehmen und dann dem gesellschaftlichen Disticismus der Insel Trost zu bieten, indem er Rätthe zu seinem Weibe machte. „Es ist noch nicht zu spät,“ raunte ihm der Versucher zu.

Philipp blieb stehen und erinnerte sich an die beiden Briefe, die er gestern geschrieben. „Gott sei Dank, es ist doch zu spät,“ sagte er.

Er hatte die Worte laut ausgesprochen, und die ihm aufwartenden Beamten sahen ihn an. Jem-y-Lord stand zitternd hinter ihm und biß sich auf die Lippen.

Es war wirklich für diese Versuchung zu spät. Und dann — welche grausame Täuschung hätte es ihm bereitet, wie unzulänglich wird es sein. Er war lange genug ein Diener der Welt gewesen. Von diesem Tage an hoffte er, ihrer Herr werden zu können. Nur unter einer Bedingung konnte er noch in der Welt leben — nämlich, wenn er ihr entsagte. Und es gab nur ein Mittel, der Welt zu entsagen: er mußte ihr Dienstkleid abwerfen und ihren Sündensold zurückzahlen. Er hatte nicht nur gegen Rätthe, nicht nur gegen Pöte — er hatte auch gegen die Insel gesündigt, und diese mußte ihn freisprechen.

Philipp näherte sich der Thüre, sein Schritt war langsam und unsicher; dicht vor dem Konstabler blieb er stehen. Sein Atem ging hörbar. Wer ihn in diesem Augenblick beobachtete, hätte denken können, er gehe seiner Hinrichtung entgegen. Doch der Konstabler blickte mit ernstem Ausdruck vor sich nieder, den Helm in der einen Hand, die andre auf der Thürklinke.

„Jetzt,“ sagte Philipp nach einem tiefem Atemzug. Blöcklich leuchteten unzählige Gesichter auf, Wohlgerüche erfüllten die Luft, Taschentücher flatterten und ein Beifallssturm erdröhlte. Philipp war im Gerichtssaal.

XXII.

Man bemerkte allgemein, daß er furchtbar angegriffen aussah und in der weißen Perücke und dem schwarzen Ge-

wand ganz besonders blaß erschien. Seine großen Augen aber flammten wie Feuer. „Das Schwert ist zu scharf für die Scheide,“ flüsterte jemand.

Starke Männer pflegen bei großen Gelegenheiten ihrer Umgebung eine gewisse Scheu einzuschließen. Niemand nähert sich ihnen. Sie schreiten von allen abgefordert vorwärts und stehen oder fallen allein. Jedermann im Gerichtshof erhob sich, als Philipp hereintrat, doch niemand bot ihm die Hand. Selbst der Ergouverneur verneigte sich nur vom Gouverneursstige unter dem Baldachin.

Philipp nahm seinen gewöhnlichen Platz als Deemster ein. Er besand sich so zur Rechten des Gouverneurs, der Bischof sah diesem zur Linken. Hinter dem Bischof saß der Kronanwalt und hinter Philipp der Kanzleidirektor. Der Beifallsruf, der Philipp beim Eintreten begrüßt hatte, endete mit lautem Händeklatschen und verklang wie eine Welle, welche vom Kieselstrande zurückläuft. Dann stand er auf und wendete sich an den Gouverneur.

„Ich weiß nicht, ob Eure Excellenz davon unterrichtet sind, daß heute Deemster-Gerichtstag ist?“

Der Gouverneur lächelte und ein Flüstern ging rings im Saale herum. „Wir wollen uns dessen entheben,“ sagte er. „Wir haben diesen Morgen etwas Besseres zu thun.“

„Entschuldigen Eure Excellenz,“ sagte Philipp; „ich bin noch Deemster. Mit Ihrer Erlaubnis soll alles der Regel nach vor sich gehen.“

Eine kleine Pause entstand; ein fragender Blick, dann eine kalte Antwort: „Natürlich, wenn Sie es wünschen; aber Ihr Pflichtgefühl —“

Die Damen auf der Galerie hatten aufgehört, ihre Fächer zu schwenken, und die Mitglieder des Hauses der Keys wurden unruhig auf ihren Sitzen unten im Saal.

Der Sekretär des Deemstergerichtshofes zwängte sich durch bis zu dem Raum unterhalb der Richterbank. „Es liegt nur ein einziger Fall vor, Euer Gnaden,“ flüsterte er hinauf.

„Lassen Sie hören,“ sagte Philipp. „Was für ein Fall?“

Der Sekretär gab eine auflärende Antwort. Es war die Angelegenheit der jungen Frau, welche sich eines Selbstmordversuchs in Ramsch schuldig gemacht hatte, und seitdem in Haft gehalten wurde.

„Wie lange ist sie schon im Gefängnis?“

„Sieben Wochen, Euer Gnaden.“

„Geben Sie mir das Buch, damit ich den Befehl ihrer Freilassung unterzeichnen kann.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine dumme Geschichte.

Von Abo Karrotom.

In den „Vorfemachrichten“ war ein Artikel veröffentlicht, der seit drei Tagen den in der Stadt umlaufenden Gerüchten, daß das Bankhaus Filaretow vor der ZahlungsEinstellung stehe, kategorisch entgegentrat. Die Gerüchte seien eine abscheuliche Mache der Konkurrenten des Bankhauses, hieß es, und dann folgten drei lange Reihen Zahlen, die die Solidität der Finanzlage der verdächtigten Institution außer Zweifel stellen sollten.

Der Rentier Anton Jurjewitsch Kolonow kam auf die Redaktion der „Vorfemachrichten“ und fragte den Chefredacteur Anton Petrowitsch Stanzew aufs Gewissen, was denn eigentlich wahr sei, der Artikel in seinem Blatt oder das Gerücht, das in so vielen Variationen auf allen Straßen, in allen Häusern umlaufe.

„Ach, mein Lieber, muß Ihnen sagen, Ansim, Blödsinn sind die Gerüchte. Das Haus Filaretow steht auf Felsengrund.“

„Aber Dmitri Wassiljewitsch Lenin warnte mich noch vor einer Stunde, mein Geld bei Filaretow länger liegen zu lassen.“

„Lenin ist ein einfältiger Mensch.“

„Das kann man nicht sagen, er besitzt drei Häuser und ist niemand was schuldig.“

„Trotzdem ist er ein einfältiger Mensch. Mein Artikel über das Haus Filaretow enthält Zahlen, an denen ein Blinder mit dem Stock auf die Wahrheit stoßen kann.“

„So, hm. Eins weiß ich, schöne Abrechnungen stellt das Haus auf, deshalb habe ich auch mein Geld dahingegeben.“

Herr Kolonow nahm Anlauf, noch etwas zu sagen, aber genierte sich. Lenin hatte ihm eine seltsame, ganz seltsame Geschichte erzählt. Sie handelte von seiner San, war auch wirklich eine Sangeschichte. So was Lächerliches konnte man nicht wiedererzählen, ohne sich als Dummkopf bloßzustellen.

Herr Kolonow nahm Abschied, drückte den grauen Filzhut über seinen kurz geschorenen Kopf, hustete einmal kräftig und bemerkte dann zum Redacteur: „Ich wollte Ihnen was Schmirriges zum besten geben, aber wir leben noch, ein andres Mal.“

Als Kolonow zur Thür hinaus war, klingelte es am Telephon. Stanzew ging hin.

„Wer da?“

Es war die Witwe Marja Romanowna Rybinowa, die genau vor zwei Monaten in der Abendgesellschaft bei Chocholin dem Redacteur abfällig unter dem Tisch auf den Fuß getreten hatte. Nachdem er sich nach Tisch im stillen bei der Witwe entschuldigt hatte, daß er so unvorsichtig gewesen, sein ordinäres Wein ihrem reizenden Fuß in den Weg zu stellen, war er mit ihr in den nächsten Tagen dreimal in die Umgebung der Stadt ausgefahren, wovon allerdings kein Andernem etwas wußte.

Die Rybinowa sprach etwas per Telephon.

„So, sehr gut, sehr gut,“ entgegnete Stanzew, „Ihr ganzes Geld haben Sie also behoben?“

Wieder sprach die Witwe.

Und wieder antwortete der Redacteur.

„Nahe Sache, natürlich. Jeden Tag, jede Stunde kann das Hans Rechte gehen. Die Raben krächzen schon über dem Dach. Auf Wiedersehen! Aber verraten Sie niemand, daß ich Ihnen den Rat gegeben habe, Ihre Einlage zurückzuziehen.“

Nach ein paar Minuten klingelte es wieder am Telephon.

„Mit wem habe ich die Ehre?“

Das Bankhaus Filaretow meldete sich.

„Wie? Was? Ich verstehe Sie nicht. . . Die Frau Rybinowa?“

Nun, wenn sie ihre Einlage behoben hat, was kann ich dabei? . . .

„Aha! Nein, das ist ein Mißverständnis! Ich habe ihr mit keinem Wort angedeutet, daß sie ihr Geld herausholen soll. Wie käme ich dazu? . . . So, so, sie habe es ihrer Tante und ihrem Bruder erzählt —?“

„Kardon, was ihm die Tante und der Bruder . . . Allerdings sehr schlecht, daß die Personen es in der Stadt herum erzählen . . . Was denn . . . Sie hätten mir 5000 Rubel gezahlt?“

„Stimmt! Dafür habe ich auch den versprochenen Artikel in meiner Zeitung veröffentlicht. . . Bitte, ich bemerke schon zumal, daß es ein Mißverständnis ist. . . Na, na, Sie sind ein Grobian! Aber thut nichts, wenn wir uns wieder mal im „Restaurant zur Stadt Belgrad“ treffen, so wollen wir den Merger hundertspalten.“

„Es bringt einem nur Merger ein, wenn man einem Weibsbild zufällig einen guten Rat giebt!“ brummte der Redacteur. Die Skape, die auf dem Redaktionsisch saß und schmürte und dabei noch den Daseinszweck hatte, die Mäuse auf der Redaktion wegzufangen, bekam es zu fühlen. Anton Petrowitsch warf das Tier insaust auf den Fußboden.

Da ging die Thür auf und Kolonow trat ein.

„Entschuldigen Sie, Herr Redacteur, ich habe meine Brille auf dem Tisch liegen gelassen. Begegne auf der Straße Michail Iwanowitsch und grüße. Sehe, es ist nicht Michail Iwanowitsch, sondern Stepan Grigorjewitsch. Muß immer meine Brille auf der Nase sitzen haben.“

Anton Jurjewitsch nahm seine Brille und schloß sie auf.

„Herr Redacteur —“

Er mußte lächeln und sprach nicht weiter.

„Na, Adieu, Herr Redacteur!“

Kolonow drehte sich schwer, wie wenn er auf verrosteten Angeln läge, um. Auf seinen rötlichen, wohlgenährten Wangen lagerte eine Stimmung, wie sie ein glücklicher, geschiedener Mensch haben kann.

Er mußte sich aber umwenden und konnte nun nichts dafür, daß er anflachte.

„Herr Redacteur, es ist wirklich eine dumme Geschichte, die Dmitri Wassiljewitsch Lenin erzählte, obgleich er ein gewitziger Mann ist. Was sagte Dmitri Wassiljewitsch? Er sagte, jeder Mensch kümmert sich nur um sich; braucht er die Haut seines Bruders, so zieht er sie ihm über den Kopf. Es kommt nur auf die Form an, der eine macht es so, der andre so. Die Menschen sind alle Tiere, die wahrhaftigen Tiere. Jetzt kommt Lenins Sau heran. Der Mann hat Geld und macht damit Scherze, um zu lachen. In sein Grundstück stößt ein Garten und an der andern Seite des Gartens steht das Restaurant Walsjew, in dem nur die pikante Gesellschaft der Stadt verkehrt. Es kommt niemand rein, der nicht ein großer Mann, ein Gutsbesitzer, Graf oder was ist. Wer bei seiner Geburt kein Plättchen trug, ist pffft, Luft. Das sind aber doch nur Tiere, sagt Dmitri Wassiljewitsch, nichts als Tiere. Und nun soll seine Sau es beweisen, die Marißka, wie er sie nennt. Dmitri Wassiljewitsch bindet ihr einen Fünfhundertrubelschein an den geringelten Schwanz und schießt sie in den Garten des Restaurants Walsjew. Wie ein Wirbelwind läuft die Marißka, weil sie nun mal auch die Freiheit schmeckt. Sie läuft unter die feinen Herren und Damen, die teils an den Tischen sitzen und trinken, teils auf den Wegen spazieren. Ein neuer Gast! He, ein neuer Gast! Und einer, der Geld hat! Lenin aber liegt hinter dem Garten im Rasen auf dem Bauch, schmunzelt und wartet, was bei der Geschichte herauskommen wird. Endlich verspürt Marißka Heimweh, sie kommt zurück, aber an ihrem geringelten Schwanz fehlt der Fünfhundertrubelschein.“

Anton Jurjewitsch erwartete, daß der Redacteur in ein unbändiges Lachen ausbrechen würde, aber er läuschte sich.

Anton Petrowitsch Stanzew bemerkte:

„Mit solchen Albernheiten nehmen Sie meine Zeit in Anspruch?“

Kolonow erschrak und entschuldigte sich.

„Es ist ja nur, weil die Marißka mir nicht aus dem Kopfe wollte. Adieu, Herr Redacteur!“

„Adieu, Anton Jurjewitsch!“

„Ah, bitte, wollen Sie mir nicht die vorgestrigte Nummer Ihrer Zeitung geben, ich möchte Ihren Artikel über Filaretow nun mal ordentlich lesen. Schöne Abschlüsse macht Filaretow, das muß ich sagen.“

Stanzew gab dem Rentier die gewünschte Zeitungsnnummer. —

Kleines Feuilleton.

ok. Der religiöse Wahnsinn der Dughoborzen. Der Anbruch des religiösen Wahnsinns unter den Dughoborzen im Swan River Valley, Manitoba (Kanada), ist, wie die letzten Nachrichten zeigen, bis jetzt auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet beschränkt; aber man fürchtet, daß die ganze Kolonie davon ergriffen werden wird. Die russischen Kolonisten sind so durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es eine Sünde ist, tierische Produkte zu gebrauchen oder zu essen, daß sie ihre Lederschuhe und Geschirre fortgeworfen haben und sich weigern, Fleisch, Butter und Eier zu essen. Von den Haustieren, die die Fanatiker fortgetrieben haben, weil die Tiere ihrer Meinung nach vom göttlichen Geist besessen sind und es eine Sünde ist, sie in der Gefangenschaft zu halten, ziehen nur noch wenige umher; denn andre Kolonisten, die sich nicht solche religiösen Eitelkeiten wie die Dughoborzen machen, haben sie eingefangen. Der Boden nun von Männern und Frauen bearbeitet, die die gewöhnlichen Ackergeräte ziehen. Die ländlichen Erzeugnisse werden von den Männern zum Markte gezogen, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß zwei Dugend Männer einen schwer beladenen Wagen 25 englische Meilen weit ziehen. Die Regierung kann nicht viel thun, falls die Urukhen einen ernsthaften Charakter annehmen. Sollte der Wahnsinn sich verbreiten, so ist es mit der Möglichkeit der Dughoborzen für die Provinz vorbei. Man fürchtet überdies, daß die armen Leute infolge ihres Wahnsinns während des kommenden Winters verhungern könnten. Sobald die Regierung offiziell erfährt, daß die Dughoborzen ihre Kinder und Pferde wild auf der Prairie herumlaufen lassen, gab sie Befehl, alle lebenden Tiere in Gärten zu bringen. Man fragte zuerst bei den Dughoborzen an, ob sie etwas dagegen hätten, aber sie verneinten es. Man beabsichtigt nun, diese Viehbestände zu verkaufen und die Erträge daraus zur Unterhaltung der Kolonisten im Winter zu verwenden, da viele Hilfe gebrauchen werden. Die Dughoborzen, die ihre Tiere haben laufen lassen, behaupten, Gott habe nie gewollt, daß Pferde arbeiten, und sie wollen diese deutliche Absicht des Allmächtigen nicht durchkreuzen. Die Dughoborzen waren dabei bisher, wie ein kanadischer Beamter versicherte, die besten Kolonisten im ganzen nordwestlichen Territorium. Ihr Hauptquartier Yorkton liegt etwa 250 Meilen westlich von Winnipeg; es ist bemerkenswert wegen des Reichtums, der Mächtigkeits und der Wirtschaftlichkeit seiner Bewohner. Als sie vor zwei Jahren von Russland kamen, bewilligte die Regierung jeder Familie 160 Acres Land, aber infolge ihrer gewissenhaften Einwendungen in Bezug auf die Anerkennung der Herrschaft des Menschen wurden die Urkunden der Landübertragung von den Dughoborzen abgelehnt. Sie durften jedoch ihre Kolonie gründen. Diese einfachen Leute bejahten wie die ersten Christen alles gemeinsam. —

— Die Kaffeeregion Brasiliens. Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Kaffeepflanzungen giebt es in allen brasilianischen Staaten, aber die eigentliche Kaffeeregion liegt in den südlichen Teilen, in den Staaten Espirito Santo, Minas Geraes, Rio de Janeiro und S. Paulo, und am wichtigsten von diesen ist S. Paulo, wo fast alle „Fazendas“ für den Kaffeebau in Anspruch genommen werden. Eine „Fazenda“ ist ein größeres Gut; der Besitzer wird „Fazendeiro“ genannt. Für die Anlegung einer Kaffeefazenda ist von Wichtigkeit die Höhe über dem Meer, die Beschaffenheit des Bodens, der Zugang von Wasser usw. In S. Paulo, dem umfangreichsten Kaffeebisstrich der Erde, liegen die größten Plantagen 800—800 Meter über dem Meer, doch glückt der Anbau in den nördlicheren Bezirken an der Grenze nach Minas Geraes noch bis zu 1000 Meter Höhe. Vom vierten Jahre ab beginnt der Kaffeebaum einen Ertrag zu liefern, und dieses geschieht dann 20 bis 30 Jahre hindurch, aber es giebt auch Plantagen, die noch einen längeren Abschnitt hindurch Ernten liefern. Von Krankheiten ist der Kaffee in S. Paulo ziemlich verschont, dagegen richtet der Frost mitunter Schaden an, wie dies auch jetzt der Fall zu sein scheint. Die Ernte beginnt im Mai und reicht gewöhnlich bis in den September hinein. Da der Kaffee drei Blüteperioden hat, reift auch die Frucht zu verschiedenen Zeiten, doch nimmt man in S. Paulo darauf keine Rücksicht, vielmehr werden dort die Früchte eines Baumes zu gleicher Zeit gepflückt. Man breitet ein Stück Zeug unter den Baum, pflückt die Früchte und läßt sie auf die ausgebreitete Decke fallen. Die an den höchsten Zweigen sitzenden Früchte werden mit einem Stod abgeschlagen. Sodann reinigt der Arbeiter den Kaffee mit Hilfe eines Siebes von Sand und Erde, schüttet ihn in Säde und bringt diese nach einem der großen Karren, die an den Wegen halten. Sind die Karren voll, dann werden sie mit Mauleseln zur Fazenda gebracht, wo der Kaffee einer weiteren Behandlung unterliegt. Auf sehr großen Fazendas benutzt man zum Transport Feldbahnen. Der fertige Kaffee wird dann in Säden zu dem Kommissionär in Santos oder Rio geschickt. Früher wurden die Säde auf dem Rücken der Maultiere befördert, und Tausende und Aber-

tausende von Manufeln gingen täglich den Weg zwischen S. Paulo und Santos, aber jetzt besitzt S. Paulo ein weitverbreitetes Eisenbahn-Netz, so daß sich der Transport mittels Manufeln auf die Strecke bis zur nächsten Bahnstation beschränkt. Die Entwicklung des Eisenbahn-Netzes trug sehr dazu bei, den Kaffeebau zu fördern, vor allem jedoch forderten die hohen Kaffeepreise in den Jahren 1889 bis 1891 die Unternehmungslust in merkwürdiger Grade heraus. Wer kein Geld hatte, bekam solches gegen Sicherheit in der Kaffeepflanzung leicht geborgt. Statt aber ihre Schuld mit den reichen Einnahmen der guten Jahre zu tilgen, suchten die Pflanzungsbesitzer ihre Besitzungen immer mehr zu vergrößern. Viele erwarben große Vermögen, bei andern ging der hohe Gewinn durch üppige Lebensführung verloren, und diese sorglose Haus- haltung hat zu einem wesentlichen Teil die mitleidige Lage, in der sich viele Facendas befinden, verschuldet. Die Gewinnucht der großen Pflanzungsbesitzer brachte noch den weiteren Uebelstand mit sich, daß der Anbau von Nahrungsgewächsen vernachlässigt wurde, da man es vorteil- hafter fand, nur Kaffee zu bauen, und so muß Brasilien eine un- verhältnismäßig große Menge Lebensmittel einführen. Im Jahre 1810 soll die Ausfuhr von Kaffee ganze 12 Saet betragen haben, 1820 umfaßte sie schon beinahe 100 000 Saet und 1851 mehr als 2 Millionen. Dann stieg die Ausfuhr langsam auf 5 bis 7 Millionen, bis sie in den 90er Jahren plötzlich einen gewaltigen Ruck in die Höhe machte. So betrug die gesamte Kaffeeproduktion Brasiliens 1897 über 11 Millionen Saet, während die Weltproduktion 15 bis 16 Millionen umfaßte, so daß Brasilien also über Zweidrittel des Kaffees, der auf der Erde erzeugt wurde, lieferte, und von dem brasilianischen Kaffee entfiel mehr als die Hälfte auf S. Paulo. Die größte Kaffe-Ernte, die jemals in Brasilien gemacht worden ist, hat das mit dem 30. Juni schließende Erntejahr 1901 bis 1902 aufzuweisen; denn in diesem betrug die Ausbeute für Santos 10 166 000 Saet und für Rio 5 330 000 Saet, zusammen also 15 496 000 Saet. —

Paläontologisches.

ss. Ein gewaltiger Friedhof ausgestorbener Tiere ist während der letzten Monate im Gebiete von Fajum in Unterägypten entdeckt und durchforscht worden. Selten hat sich die Paläontologie um eine solche Fülle neuer Belehrung bereichert gesehen als durch diese Funde, die in einer stattlichen Reihe von Risten nach dem Britischen Museum in London verfrachtet und dort der genaueren wissenschaftlichen Untersuchung überliefert wurden. Diese Reste stammen sämtlich aus tertiären Schichten. Unter den vielen Aufklärungen, die aus diesen Forschungen hervorgegangen sind, ist wohl an wichtigsten die über die seit langem strittige Frage nach der Ent- wicklung und früheren Verbreitung der Nüsseltträger. Früher war diese großartige Gruppe von Säugetieren in zahlreichen Formen ver- treten und weithin über die Erde verbreitet, während heute nur noch zwei Arten übrig geblieben sind, der indische und der afrikanische Elefant. Ferner haben die Bodenschichten von Fajum Reste von Balen geliefert, die noch keine Warten besaßen, sondern Zähne, weiterhin eine ausgestorbene Form der Stirene (Seekuh), die vielleicht über- einstimmt mit dem sonderbaren Tier, das seiner Zeit von dem Vater der Paläontologie, Richard Owen, als „ägyptisches Urtier“ (Eootherium aegyptiacum) beschrieben wurde. Am auffallendsten unter den aufgefundenen Resten aber sind, wie gesagt, die Ueberbleibsel von längst ausgestorbenen Ahnen der Elefanten, die bisher gänzlich unbekannt gewesen sind. Die Urahn der ganzen Sippe scheint ein Tier gewesen zu sein, das nach dem Moeris-See den Namen Moeritherium erhalten hat. Es zeichnet sich von den lebenden Ele- fanten für den Kenner sofort durch die Eigenschaft aus, daß es eine fast vollzählige Reihe von Backzähnen besitzt, die alle gleichzeitig in Gebrauch gewesen sein müssen, während die heutigen Elefanten ge- wöhnlich in jedem Kieferast nur einen Backzahn aufweisen, der all- mählich von hinten her ergänzt wird. Die Vorderbezahnung dieses Tieres läßt vermuten, daß es gleichzeitig der Stammvater der Elefanten und der riesigen ebenfalls bereits ausgestorbenen Mastodonten gewesen ist, indem das zweite Paar der Schneidezähne stark vergrößert, die oberen Eckzähne aber weniger lang sind als beim lebenden Elefanten. Dieselben Gesteinslager haben auch höchst merkwürdige Reste ausgestorbener Reptilien geliefert. Namentlich sind Wirbelsäulen von Schlangen in großer Zahl gefunden worden, und zwar zu zwei verschiedenen Gattungen gehörig. Die eine dieser Urschlangen muß ein sehr großes Tier nach Art der jetzt in den indischen Urwäldern hausenden Abgottschlangen gewesen sein und ist deshalb auch mit seinem wissenschaftlichen Namen als Riesenschlange (Gigantophis) bezeichnet worden. Die andre Schlange hat eben- falls eine bedeutende Größe gehabt, wahrscheinlich aber ein Wasser- leben geführt. Sie ist nach unrem berühmten deutschen Afrika- reisenden als Moerophis Schweinfurthi benannt worden. Ferner sind die Ueberbleibsel von Schildkröten erwähnenswert, unter denen sich zwei noch lebende Gattungen, aber mit neuen Arten, gefunden haben, während eine andre Gattung bisher gänzlich unbekannt gewesen und jetzt bereits ausgestorben ist. Daß sich auch vor jenen Jahrtausenden, als noch kein Mensch auf der Erde lebte, in den Sümpfen des Fajum Skolodile getummelt haben, kann niemand überraschen, jedoch waren es solche von ganz besonderer Art, die heute in Afrika nirgends mehr zu finden sind, sondern ihren nächsten lebenden Verwandten in den Flüssen der Halbinsel Malakka und der Insel Borneo suchen müssen. Diese Reste liegen sämtlich in einer älteren Schicht des Erdbodens,

darüber lagern noch andre Schichten, die ursprünglich durch Klüfte zusammengebrochen erscheinen und ebenfalls Reste von Nüsselt- trägern enthalten. Auch diese Elefantenväter sind aber immerhin noch bedeutend älter als die riesigen Mastodonten, die vor dem neuen ägyptischen Funden als die frühesten Vertreter der Elefantensippe gegolten haben. Das Mastodon war ein Uugeheuer, das in seiner äußeren Erscheinung wohl bedeutende Ähnlichkeit mit einem großen Elefanten besaßen haben muß und sich von diesem nur dadurch auszeichnete, daß die jetzt auffallend unterschied, daß auch die Unterlippe zwei Stoßzähne trug. Daß die jetzt entdeckten Formen lange vor den Mastodonten gelebt haben, geht schon daraus hervor, daß ihr Gebiß weit mehr von dem des Elefanten abweicht, indem es statt des einen Backzahns noch deren fünf in jedem Kiefer trägt. Zere eigen- tümlichen Flußablagerungen haben noch eine ganze Reihe seltener Tiere in einzelnen Skeletten zu Tage gefördert, mit deren Erklärung die Wissenschaft noch nicht ganz fertig geworden ist. Eins der sonderbarsten ist das Arinootherium Zittelii, unfrem deutschen Paläontologen Zittel gewidmet. Es ist noch nicht einmal gewiß, zu welcher Hauptgruppe der Säugetiere diese Form gestellt werden muß, da sie einen gänzlich neuen und bisher unbekanntem Typus darstellt. In der Größe mag das Tier mit einem großen Rhinoceros verglichen werden; es muß aber zwei Paare von Hörnern besessen haben, die als Auswüchse auf den Stirn- und Nasentrenchen aufstachen. Diese Hörner waren hohl wie bei der Giraffe und nicht massiv wie die des Rindes. Das auf der Stirn sitzende Hornpaar war sehr groß, das zweite Paar viel kleiner. Wahrscheinlich waren alle vier Hörner mit einer harten Haut überzogen. Das Tier war äußerst schwerfällig gebaut und mit ungewöhnlich massigen Gliederknochen und ist als eine Urform der Nashörner erklärt worden. Die Entwicklung der Hörner ist jedoch so abweichend von derjenigen bei den lebenden Rhinocerotiden, daß diese Deutung vermutlich keine genügende Stütze finden wird. Auch die Zähne des ausgestorbenen Uugeheuers sind sehr abweichend von denen der Nashörner. So bleibt das Tier vorläufig ein großes Fragezeichen im paläontologischen System, das vielleicht durch weitere Funde seine Antwort erhält, zumal die Ausgrabungen in Fajum noch zahlreiche weitere Ueber- reichungen versprechen. —

Humoristisches.

— Darum. A.: „Mit dem Lehrer, der meinen Sohn unter- richtet, bin ich sehr zufrieden.“
 B.: „Ihr Sohn ist doch beim Examen durchgefallen?“
 A.: „Wohl, aber der Lehrer heiratet meine Tochter.“ —
 — Unter Freundinnen. „Glaubst Du, mein Mann nimmt Vermissen an?“
 „Versuchs doch einmal, ihm welche anzubieten!“ —
 — Der hilfreiche Hausknecht. Gast (der vom Haus- knecht hinausgeworfen wird): „Schmeißens mich nüt 'naus, Sie Lump, ich kann allein geh'n!“
 Hausknecht: „Geh'n, dös glaub' i, aber flieg'n koanst nüt alloan, da muß i helfen!“ —
 („Regendorfer Blätter.“)

Notizen.

— „Das dunkle Thor“, ein neues Schauspiel von Felix Philippi wird noch in der ersten Hälfte dieser Saison im Schauspielhause in Scene gehen. —
 — Ludwig Thomas neue dreiaktige Komödie „Die Lokalbahn“ wird im Oktober im Münchener Hoftheater zum erstenmal aufgeführt werden. —
 — Maxim Gorkis dramatische Skizze „Die Klein- bürger“ hatte bei der ersten deutschen Aufführung im Breslauer Lobe-Theater einen großen Erfolg. —
 — Für die Bayreuther Festspiele 1904 ist die Auf- führung des „Parzifal“ und des „Ring“ in sichere Aussicht ge- nommen. —
 — Die Geschwindigkeit der Meeresströmungen ist neuerdings von den Amerikanern mittels Flaschenposten untersucht worden. Es ergab sich dabei, daß der nördliche Äquatorialstrom des Atlantischen Ozeans eine Durchschnittsgeschwindigkeit besitzt, wie sie sonst auf keinem Ocean zu finden ist. Flaschen, die bei Island antrieben, hatten eine Durchschnittsgeschwindigkeit von vier See- meilen täglich, und ebenso viel ungefähr diejenigen, die bei Nor- wegen gefunden wurden. Diejenigen Flaschen, die bis zu den Faröer-, Schetlandinseln und Schottland gelangt waren, hatten eine tägliche Geschwindigkeit von sieben Seemeilen. Flaschen, die nach Island, England und an die französische Küste des Kanals trieben, legten sechs Seemeilen zurück, während die nach Westindien gehenden Flaschen acht Seemeilen Geschwindigkeit zeigten. —
 c. Ein gelungener Beweis. Aus Rom wird berichtet: Ein eifersüchtiger Ehemann erhielt die Mitteilung, daß seine Frau ihn hintergehe, und so lehrte er eines Tages unvermutet zurück, um sie zu überraschen. Er fand sie auch zusammen mit einem Fremden, der jedoch erklärte, er wäre der Zahnarzt. „Wenn das so ist,“ schrie der Ehemann ungläubig, „so ziehen sie mir sofort einen Zahn aus,“ worauf der Fremde seine Zange vorholte und einen Backenzahn auszog, der ganz gesund war. Er konnte nicht begreifen, warum der Gatte ihm so herzlich für seine That dankte. —